

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAG SEINER
HAUS NEUENWELT



Für

Unku, Marie, Bärbel, Mucki, Kaula, Seemann, Digni, Rudi, Panja,
Bremlo, Lotte W., Knetterchen, Mandoline, Stiero, Püppchen,
Hutzelbein, Onkel Heinrich, Anna Bertha, Turant, Bullo, Puppchen,
Mischen, Petsche, Nutza, Metz, Gäckel, Hans, Memmer, Itschi,
Fidela, Weiskopp, Beibei, Rohna, Lina, Schnako, Morgan, Kapitänu,
Lullu, Janka, Dulens, Ulle, Bruno, Siegfried, Walter, Nikitei, Lalutz,
Stumbulei, Bello, Flauma, Ketchen, Berta, Albert, Tute, Karl, Taza,
Gezi, Daisi, Batscho, Mimi, Schnecke, Nuffa, Hineb, Lilei, Stargolo,
Giga, Majoro, Ame, Muri

Janko Lauenberger mit
Juliane von Wedemeyer

**Ede und Unku –
die wahre Geschichte**

Das Schicksal einer Sinti-Familie
von der Weimarer Republik bis heute

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUS NEUENWELT



INHALT

Vorwort (Heribert Prantl)	6
1 DAS BUCH »EDE UND UNKU«	10
2 WIE UNKU IN EIN BUCH GERIET (1929 BIS 1933)	16
3 STACHLIG WIE EIN IGEL	25
4 DAS MÄDCHEN AUS DEM GRÜNEN WAGEN (1929 BIS 1933)	39
5 UNGEWÖHNLICHE FREUNDE (1929 BIS 1931)	49
6 »SPIEL NICHT MIT DEN DEUTSCHEN KINDERN!«	60
7 MEIN GEHEIMNIS	72
8 UNKUS ERSTE LIEBE (1932 BIS 1938)	88
9 IM ZIGEUNERLAGER (1938 BIS 1942)	102

10	UNKUS KAMPF (1942 BIS 1943)	118
11	ICH BIN EIN SCHWER ERZIEHBARES KIND	134
12	UNKUS LETZTER TANZ (1943 BIS 1944)	148
13	DER BRIEF AN MARGOT HONECKER	168
14	SINTI SWING	185
15	FAMILIENTREFFEN UND FACEBOOK	199
16	RASSISMUS UND ANFEINDUNGEN ÜBERALL	211
17	AUF DEN SPUREN UNKUS	221
	Dank	231
	Quellen und Literatur	232
	Archive, Gedenkstätten und Behörden	232
	Literatur	234
	Filmbeiträge und Internetseiten	236
	Fotonachweis	237

VORWORT

In Berlin-Friedrichshain gibt es seit 2011 einen Ede- und-Unku-Weg. Er verbindet die Scharnweber- und die Dossestraße. Der Name »Ede und Unku« bezieht sich auf den Jugendroman »Ede und Unku«, der in der DDR sehr bekannt und Teil der offiziellen Schulliteratur gewesen ist. Millionen von Schülerinnen und Schülern haben das Buch gelesen. Grete Weiskopf hat den Roman, es war ihr erster, 1931 unter dem Pseudonym Alex Wedding geschrieben, 1933 gehörte er zu den von den Nationalsozialisten verbrannten Büchern. Er spielt in der Zeit der Weimarer Republik und handelt von der Freundschaft zwischen dem Berliner Arbeiterjungen Ede und dem Zigeunermädchen Unku.

Die jüdische und kommunistische Schriftstellerin Weiskopf hatte das Sinti-Mädchen Unku in den späten 20er-Jahren des letzten Jahrhunderts in ihrer Berliner Nachbarschaft kennengelernt, mit ihr Freundschaft geschlossen und sich über die alltägliche Diskriminierung der Familie empört. Weiskopf schrieb ein mitfühlendes und leidenschaftliches Jugendbuch abseits der üblichen bösen antiziganischen Klischees, auch abseits der romantisierenden Klischees, aber erfüllt von einem proletarischen Elan, der sich vom Klassenkampf vieles, wenn nicht alles erhoffte; auch die Beseitigung des Antisemitismus und des Antiziganismus.

Der bürgerliche Name von Unku war Erna Lauenburger. Erna Lauenburger wurde, als sie Anfang 20 war, ins KZ Auschwitz deportiert und dort zusammen

mit ihren Kindern und vielen Verwandten ermordet. Janko Lauenberger, Jahrgang 1976, hat nun ein Buch geschrieben über Unku. Sie war die Cousine von Janko Lauenbergers Großmutter Kaula, sie war also seine Urgroßcousine. Lauenberger, nicht Lauenburger, heißt der Autor, weil es ein Standesbeamter mit den Buchstaben nicht so genau genommen hat. Zusammen mit der Journalistin Juliane von Wedemeyer hat also Janko Lauenberger, ein Berliner Musiker, der seit seiner Kindheit in der Band Sinti Swing spielt, nun die Geschichte von Unku und ihrer Familie bis heute weitererzählt. Es ist eine anrührende, aufrüttelnde und zartbittere Geschichte geworden.

Es ist eine Geschichte, in der deutlich wird, warum Lauenberger das Wort »Zigeuner« hasst: weil im KZ seinen Verwandten das Z für Zigeuner in den Unterarm gestochen wurde. Unku wurde die Nummer Z633 tätowiert, ihrer Tochter Bärbel Z634, ihrer Tochter Marie Z635. Lauenberger hört alle Vorurteile, die es gegen sein Volk gibt, wenn er das Wort Zigeuner hört. In seiner Familie nennen sich alle Sinti. Lauenbergers Buch über »Die wahre Geschichte von Ede und Unku« ist eine Familiengeschichte, die hin- und herblendet zwischen den 30er- und 40er- Jahren des letzten Jahrhunderts und der Jugendzeit von Janko, den Jahren vor und nach der Wiedervereinigung.

Am Schluss seines Buches zieht Lauenberger sein Fazit über Politik und Gesellschaft von heute und schreibt über den Rassismus, der »in Wellen über unser Land zu schwappen« scheine. In seiner Erinnerung waren die 90er-Jahre viel unbeschwerter als die

Zeit heute: »Wer mich damals nach meiner Herkunft fragte, tat es aus Interesse ... die Blicke der Menschen waren weich. Die Blicke, die mir heute begegnen, sind oft unfreundlich und bohrend.«

Die Vorurteile haben überlebt, und sie leben wieder auf. Früher holte man auf dem Land die Wäsche von der Leine, wenn die Zigeuner kamen. Heute stopft man auch dort die Wäsche in den Trockner. Aber die alten Vorurteile gegen Sinti und Roma sind überall geblieben – in ganz Deutschland, in ganz Europa. Studien sagen, dass von allen Minderheiten die Minderheit der Sinti und Roma in Deutschland auf die schärfste Ablehnung stößt, gefolgt von Asylbewerbern und Muslimen. Man kann über die Persistenz, über die Hartnäckigkeit und über die Dynamik von Vorurteilen klagen. Aber so ein allgemeines Lamento ändert gar nichts. So ein Lamento ändert auch nichts daran, dass die Sinti und Roma die Minderheit in Europa sind, der es am dreckigsten geht: Sie sind Europas vergessenes Volk. Auch dessen grausame Verfolgung durch die Nazis (die eine halbe Million Sinti und Roma umgebracht haben) ist weitgehend vergessen; daran hat weder der Ede- und Unku-Weg noch das 2012 in Berlin eingeweihte Denkmal für die Sinti und Roma etwas geändert.

Im Jahr 2011, zum Holocaust-Gedenktag, hat zum ersten Mal ein Sinto im Bundestag reden dürfen. Der alte Herr sprach vom vergessenen Holocaust an seinem Volk; mit dem Berliner Denkmal wurde dieser Holocaust im Jahr 2012 dem Vergessen entrissen. Der

seines Volks; daran hat sich nichts geändert. »Wir sind doch Europäer!« hat Zoni Weisz, ein niederländischer Holocaust-Überlebender, gerufen.

Die EU, die sich als Raum des Rechts, der Sicherheit und Freiheit begreift, muss den Sinti und Roma genau dies geben: Recht, Sicherheit, Freiheit. Abschiebepolitik ist eine Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Politik. Die Politik in ganz Europa behandelt die Sinti und Roma wie Paria: Der Umgang ist von Schikane geprägt. Man will mit ihnen nichts zu tun haben. Die Umfragen spiegeln das nur wider. Der Sinn des Denkmals für die ermordeten Sinti und Roma ist daher auch ein Appell: Denkmal darüber nach, wie aus Verachtung Achtung werden kann.

Es gilt, einem diskriminierten Volk eine Zukunft zu geben – dadurch, dass man es in seiner Besonderheit respektiert, dadurch, dass man nicht auf einer Integration nach landläufigen Vorstellungen beharrt. Das ist eine deutsche und eine europäische Aufgabe. Das Buch von Lauenberger und Wedemeyer ist eine Aufforderung und ein Beitrag dazu.

Heribert Prantl, im Januar 2018

(Jurist, Journalist und Autor. Heribert Prantl leitet das Ressort Meinung bei der »Süddeutschen Zeitung« in München und ist dort Mitglied der Chefredaktion.)

Seit ich mich erinnern kann, war da immer dieses kleine rote Buch. Früher hatte es meiner Großmutter gehört. Jetzt liegt es in dem schmalen Holzregal über meinem Bett: »Ede und Unku« steht auf dem Deckel. Abends, wenn ich nicht einschlafen kann, obwohl meine Eltern mir schon einen Gutenachtkuss gegeben haben, begleitet es mich in den Schlaf. Bis es mir irgendwann aus den Händen rutscht. Selbst als ich noch nicht lesen kann, blättere ich darin. Von Foto zu Foto. Sie zeigen alle dieses Mädchen. Es ist mir sofort vertraut, als würde ich es von irgendwoher kennen. Sein breites Lachen, die Lippen, die auf den Bildern beinahe schwarz wirken. Der Bubikopf mit dem dichten Pony, der die dunklen Augen fast verdeckt. Mal steht es neben einem Jungen vor einem Karussell, mal sitzt es vor ihm auf einem Fahrrad oder auf dem gefleckten Kleinpferd seiner Großmutter. Der Junge heißt Ede, das Mädchen ist Unku. Meine ältere Schwester, die schon zur Schule geht, hat mir erzählt, worum es in dem Buch geht:

Ein Berliner Arbeiterjunge, nämlich Ede, lernt auf dem Rummel ein Mädchen kennen: Unku. Die beiden werden Freunde. Obwohl Ede ein Gadsche ist und Unku eine Sinteza. Das war damals, Ende der 20er-Jahre, sehr ungewöhnlich, und auch Edes Vater würde seinem Sohn den Umgang mit der »Zigeunerschen« anfangs am liebsten verbieten. Wie viele Deutsche hält er unser Volk für umherziehende Diebe. Aber die

Kinder halten zueinander und bestehen jede Menge Abenteuer.

Weil die Autorin Grete Weiskopf alias Alex Wedding Kommunistin war, handelt das Buch auch von streikenden Arbeitern, arbeitslosen Vätern, tapferen Kommunisten und habgierigen Kapitalisten. Sonst wäre es vermutlich nie in den Lehrplänen der DDR gelandet. Seit den 50er-Jahren haben es Millionen von Schülern gelesen, es gilt als Leuchtturm der sozialistischen Kinderliteratur.

Das Klassenkampf-Gerede darin beeindruckt mich allerdings weniger. Ich verstehe es überhaupt noch nicht. Mich faszinieren die Bilder und die Namen. Mir ist gleich klar, sie haben mit mir zu tun: Onkel Heinrich, Feini, Schäfchen, Pajaza, Kaula. Auf dem Cover steht zwar »Ein Roman für Jungen und Mädchen«, aber die Menschen, die darin auftauchen, haben wirklich gelebt. Sie sind meine Familie. Unku ist die Cousine meiner Großmutter Kaula. Die beiden sind gemeinsam aufgewachsen. Wie Schwestern. Lange waren sie unzertrennlich.

Meine Schwester muss mir immer wieder die Stelle vorlesen, in der Ede Unku zum ersten Mal in der Papierstraße besucht und Kaula mit Ziegenpeter im Bett liegt. Ich kann mir alles genau vorstellen: die Straßen Berlins, die Laubenpieperkolonien und den Hof, auf dem Unkus und Kaulas Wohnwagen stehen und vor allem deren Bewohner. Die Zigarren rauchende Großmutter Nutza, die schwer arbeitende und immer müde Mutter Turant und Unku, die mir wie die perfekte Freundin erscheint. Sie ist hilfsbereit, herzlich,

mutig und manchmal verwegen. Ich habe sie nie kennengelernt, aber Grete Weiskopf hat ihnen mit ihrem Roman ein Denkmal gesetzt. 1931 ist er zum ersten Mal erschienen. Lange wusste niemand in Unkus Familie von seiner Existenz. Auch Kaula nicht.

Erst 35 Jahre später gelangte das Buch zu uns. Damals war ich noch nicht geboren. Beim Einkaufen hatte es meine Großtante Flauma zufällig in einem Schaufenster entdeckt. Dieses Mädchen dort auf dem Buchcover – das kannte sie doch! Also trat sie in den Laden und fragte: »Wie heißt dieses Buch da?« »Ede und Unku«, antwortete die Verkäuferin. »Das ist er!«, rief Flauma. Ja, bei uns ist Unku ein männlicher Name, auch wenn seine Trägerin weiblich war. Er bedeutet so viel wie Lurch oder eben Unke. Flauma hatte das Kind auf dem Foto nie vergessen. Sie kannte es von klein auf. Für Unku war sie eine Art Tante gewesen.

Unkus Mutter war Flaumas Cousine, und ihr Vater hatte dieselben Urgroßeltern wie sie. Das letzte Mal hatte Flauma das Mädchen 1939 gesehen, im Zwangslager in Marzahn. Unku war bereits eine junge Frau und hatte eine kleine Tochter. Das Kinderbuch in Flaumas Händen hat ein gutes Ende. Unkus wahres Leben nicht. Unku und ihre beiden Töchter starben in Auschwitz, genauso wie ihre Mutter. Nur ihr Vater hat den Nationalsozialismus überlebt. Flauma wird die Kinderfotos von Unku aus dem Buch schneiden und ihm schenken. Ihm war ja sonst nichts von seiner Tochter geblieben.

Also kaufte sie den Roman. Zum ersten Mal in ihrem 70-jährigen Leben war meine Großtante nun

Besitzerin eines Buches. Eine Schule hatte sie nie besucht, lesen nie gelernt. Aber sie war mit dem DDR-Journalisten und Bürgerrechtler Reimar Gilsenbach befreundet, der regelmäßig Gast in ihrer kleinen Altbauwohnung war. Meistens mit seinem Tonbandgerät. In einem seiner Bücher erinnert er sich an den Moment, als Flauma ihm von Unku erzählte: Sie saßen mit Flaumas Tochter bei einer Kanne Kaffee zusammen – wie immer. Doch dieses Mal zog Flauma ein Buch aus ihrer Rocktasche. »Wollen Sie lesen lernen?«, fragte Reimar erstaunt. Flauma winkte ab. »Dafür ist es zu spät«, sagte sie und schob ihm das Buch hin. »Was steht da drin?«, wollte sie wissen. Reimar begann zu lesen, und nach einer Weile begann Flauma zu weinen. Die Tränen sammelten sich in den Falten unter ihren Augen. All die Menschen. »Die sind alle tot«, sagte sie. Aber Kaula, die lebe.

Bald darauf stand Reimar Gilsenbach vor der Tür meiner Großmutter mit einem neuen Exemplar von »Ede und Unku« in der Hand. Kaula war so freundlich, ihn hereinzubitten. Schließlich hatte Flauma ihr nur Gutes über ihn berichtet. Darum hatte sie auch nichts dagegen, dass er sein Tonband-Aufnahmegerät mitlaufen ließ. Trotz ihrer zurückhaltenden Art konnte Reimar ihre Rührung spüren, als sie die Bilder ihrer Cousine sah. »Sie war ein sehr lustiges Mädchen, ein sehr hübsches Mädchen«, sagte Kaula. Sie konnte sich an alles erinnern, was Reimar Gilsenbach ihr vorlas. An Unkus Schulkameraden Ede, mit dem sie so oft unterwegs war und den sie nur »Edu« nannte. An dessen Freund Maxe und daran, wie Nutza Maxes

Vater in ihrem Wagen vor der Polizei versteckte. Und Grete Weiskopf? »Eine sehr liebe Frau. Wir sind öfter bei Frau Grete Weiskopf gewesen«, erzählte sie. »Wir haben uns da sehr wohlgeföhlt.« Sie habe doch mit ihrem Mann Deutschland verlassen, damals. Ob Reimar Gilsenbach wüsste, wo sie jetzt wohne, sie würde sie gern wiedersehen. Ihre Wohnung sei ganz in der Nähe, antwortete Reimar. »Aber vor ein paar Wochen ist sie gestorben.«

Als Reimar ging, ließ er das Buch da. Es wurde so etwas wie ein Familienschatz. Jedes Mal, wenn ich es aufschlug, sah ich in unsere Vergangenheit. Später dann, als junger Mann, beschäftigten mich die Gegenwart und die Zukunft allerdings mehr. In »Ede und Unku« hatte ich eine ganze Weile nicht mehr hineingesehen. Und jetzt kann ich es nicht mehr finden. Wahrscheinlich ist es beim letzten Umzug verloren gegangen. Aber vor ein paar Jahren bin ich Vater geworden. Seitdem habe ich das Bedürfnis, das, was mit dem Kinderbuch begonnen hat, fortzuführen. Für die kommende Generation.

Vielleicht auch, weil ich nicht will, dass meine Kinder den gleichen Vorurteilen gegenüberstehen wie ich. Schätzungsweise 70.000 Sinti leben in Deutschland, gemeinsam mit den Roma sind wir zwischen 120.000 und 150.000 Menschen. 2014 haben Wissenschaftler 2001 Deutsche dazu befragt, wie sie uns gegenüber eingestellt sind. Davon abgesehen, dass viele uns noch immer mit Bettelei, Unordnung und Diebstahl in Verbindung bringen, kommt die Studie zu dem Ergebnis, dass wir in der Bevölkerung auf mehr Ablehnung sto-

ßen als jede andere Gruppe. 20 Prozent der Befragten würden uns nicht einmal zum Nachbarn haben wollen. Wenn ich so etwas höre, muss ich schon aus Verzweiflung etwas tun.

Kurz nachdem ich über diese Studie in der Zeitung gelesen habe, schreibt mich eine Journalistin auf Facebook an. Wir telefonieren. Juliane geht es zuerst nur um ein Interview über Unku, aber ziemlich schnell wird uns klar: Das reicht nicht, es muss ein Buch werden. Schon lange lebe ich mit dem Gefühl, meine Verwandten hätten mir mit ihrem Erscheinen in Alex Weddings Werk einen Auftrag mitgegeben. Jetzt kann ich ihn erfüllen.

Wir haben die Orte besucht, an denen Unku lebte, und den, an dem sie starb. Wir waren in Berlin, in Dessau, in Magdeburg und in Auschwitz. Wir saßen in Archiven und durchforsteten alte Dokumente, Briefe und Fotografien. Wir sprachen mit Zeitzeugen und hörten uns die Tonbandaufnahmen Reimar Gilsenbachs an. Unku hat in ihrem kurzen Leben viele Spuren hinterlassen, mehr als die meisten Opfer des Naziregimes. Gemeinsam mit Juliane bin ich ihnen gefolgt, um ihre wahre Geschichte zu erzählen und die meiner Familie, die so eng mit der ihren verwoben ist.

2

WIE UNKU IN EIN BUCH GERIET (1929 BIS 1933)

Die meisten Sträucher und Bäume sind noch kahl. Aber wenn sie die Augen schließt und das Gesicht in die Sonne hält, spürt Unku schon die Kraft ihrer Strahlen. Auch wenn sie noch nicht ausreicht, um den Boden, über dem die nackten Füße des Mädchens baumeln, zu wärmen. Es spürt die Kälte an seinen Zehen. Unku sitzt im Türrahmen des Wohnwagens und atmet die klare Aprilluft ein, die sich mit dem Geruch frischer Farbe vermischt. Ihre Familie hat den Wohnwagen gerade erst grün gestrichen. Wie jeden Frühling. Im Sommer werden sie ihre Pferde davorspannen und Richtung Südosten ziehen. Bis zur Elbe und noch weiter. Erst im Herbst werden sie wieder nach Berlin zurückkehren.

Im Holzstall wiehert Schabati, das gefleckte Pony. Aus dem Brombeergestrüpp nebenan dringt geschäftiges Vogelgezwitscher. Es übertönt die Geräusche der Großstadt. Die bleiben oberhalb des sanft abfallenden Hangs, der die Wohnwagenbewohner an seinem Fuße vor dem Rest Berlins zu schützen scheint - vor der Hast der Menschen, dem Rauch der Fabrikschlote, den Autos und den Straßenbahnen, die bald die letzte Pferdedroschke verdrängen werden. Sogar ihr schrilles Klingeln, das die Fußgänger warnen soll, ist hier nur gedämpft zu hören, obwohl die nächste Haltestelle nicht weit entfernt ist. Auf einem Stück Wiese neben einer Schutthalde zupft eine Ziege das junge Gras. Unkus Blick bleibt an einer Frau hängen, die auf der Anhöhe steht.



Die Fremde sieht sie an, sie beobachtet sie. Für die Neunjährige ist das nichts Ungewöhnliches. Die Gadsche tun das oft, mal mit Neugierde, mal mit Furcht und manche auch mit Hass in den Augen. Und so kümmert sich Unku nicht weiter um die Fremde, sondern hangelt sich stattdessen vom Wagen und läuft hinüber zum Stall. Als sie noch einmal kurz zum Hang schaut, ist die Frau verschwunden.

Unku wird ihr wieder begegnen: Wenige Tage später steht sie mit ihrer Cousine Kaula beim Bäcker an der Ecke, als eine junge Frau den Laden betritt. Unku erkennt sie. Es ist die Fremde vom Hang. Sie bleibt vor den Kindern stehen: »Euch habe ich doch schon einmal gesehen. Wie heißt ihr denn?« »Unku«, antwortet Unku. Die Fremde fragt Kaula: »Und du?« »Kaula.« Die Frau lächelt. »Schöne Namen habt ihr!«, sagt sie und deutet mit ihrer Hand Richtung Stadtrand, wo die Papierstraße in die Laubenpieperkolonie mündet. »Ihr wohnt dahinten in den Wohnwagen, oder?« Die Mädchen nicken. Sie sind verlegen. Was will die Fremde von ihnen? Nicht, dass sie ihnen nicht gefällt – im Gegenteil, ihr gleichmäßiges Gesicht wird von schwarzen Haarwellen umrahmt, die ihre hellen Augen noch heller wirken lassen. Als würden sie unter den fein gezupften Brauen leuchten. Schön ist sie, fast wie ein Filmstar. Grete heißt die Frau.

Aufgewachsen ist sie als Margarete Bernheim in Salzburg. Als der Krieg 1918 endet, bringt der Frieden ihrer Familie kaum Erleichterung. Aus Osteuropa sind jüdische Flüchtlinge in der Stadt gestrandet, die nun verarmt in Barackensiedlungen wohnen. Die Salzburger sehen auf sie herab und bald auch auf die alteinge-

sessenen Juden wie die Bernheims. Die Atmosphäre ist bedrückend, auch daheim: Gretes Vater, ein Verkäufer, ist jahrelang arbeitslos. Sie will nur noch weg. Mit 17 geht sie nach Innsbruck, wo sie in einem Warenhaus ihr erstes Geld verdient. Mit dem kann sie sich schließlich ein kleines Zimmer zur Untermiete leisten, in der Wohnung einer Eisenbahnerfamilie. In dieser Zeit beginnt sie zu schreiben – kurze Texte, nur für sich.

Drei Jahre später folgt sie ihrer älteren Schwester Gertrud nach Berlin. Bevor Grete sich hier ganz dem Schreiben widmet, arbeitet sie als Angestellte im Verlag ihres Schwagers, dem Malik-Verlag, und als Sekretärin in der Sowjetischen Handelsvertretung. Fast alle Menschen um sie herum sind Kommunisten – zumindest jene, die ihr wichtig sind. Grete will ebenso revolutionär wie ihre Freunde sein, sie will für eine gerechtere Welt eintreten. Und so tritt auch sie in die Kommunistische Partei ein. Gewissenhaft besucht sie regelmäßig deren Sitzungen. Mittwochabends ist sie aber meistens im Café »Metro«, wo sich Autoren und Künstler treffen – unter anderem Egon Erwin Kisch und Ernst Bloch, aber auch ihr Schwager Wieland Herzfelde und ein gewisser Franz Carl Weiskopf, ein Feuilletonist, den sie bereits von der Arbeit im Verlag kennt. Er ist fünf Jahre älter als Grete und berät Herzfelde bei der Auswahl seiner Autoren. Sie verliebt sich in ihn, und nach der Hochzeit ziehen die beiden nach Berlin-Reinickendorf, wo Grete eben die Heldin ihres ersten Romans kennengelernt hat.

Die 24-Jährige gewinnt die Herzen der Kinder in wenigen Minuten. Vor allem, weil in ihrer Tasche drei Streuselschnecken liegen, die unwiderstehlich duften.

»Möchtet ihr auch eine?« Das ist die Frage, auf die die Mädchen gehofft haben. Sie nicken. Natürlich möchten sie. »Na, dann kommt doch kurz mit, ich wohne ganz nah!« Sie begleiten ihre Bekanntschaft nach Hause, folgen ihr die vielen Stufen hinauf bis unters Dach, wo die Wohnung der Weiskopfs liegt. Unku stößt ihre Cousine mit dem Ellenbogen an und raunt: »Richtige Treppen!« In eine so hohe Etage sind sie noch nie vorgedrungen. An jedem Treppenhausfenster bleiben sie stehen und schauen in den Hof. Die beiden kichern. Oben zeigt Grete ihnen das Bad und sagt: »Da könnt ihr eure Hände waschen, ich setze schnell Kaffeewasser auf.« Grete hört den Wasserhahn laufen, und die Mädchen juchzen. Sie reden in einer fremden Sprache miteinander und lachen. Überhaupt lachen sie viel. Grete steckt ihren Kopf durch die Badezimmertür: »Alles gut bei euch?« »Jaaa!«, antworten sie wie aus einem Mund.

»Da fließt warmes Wasser aus dem Hahn«, erzählt Unku, als sie wieder im Wohnwagen bei ihrer Familie sitzt: »Und es gibt eine richtige Wanne mit Stöpsel! Und ein Wasserklosett wie in der Schule!« Von nun an klingeln die Kinder fast täglich bei ihrer neuen Freundin. Immer duftet es dort nach frischem Kaffee, meist gibt es Kuchen, und manchmal dürfen sie sogar baden. Nach jedem Bad schrubben sie den ganzen Raum inklusive Wanne. »Ihr habt ja eine richtige Reinlichkeitswut!«, sagt Grete dann.

Bald kommt Unku nicht mehr nur mit Kaula, sondern bringt auch ihre Mutter Turant mit und Nutza, ihre Großmutter, die ihre Pfeife im Mund und ihren Jüngsten, Unkus zweijährigen Onkel Heinrich, an der Hand hat. Die

Erwachsenen sitzen rauchend in der Küche und tauschen die neuesten Kiezgeschichten aus.

Hin und wieder ist auch Gretes Mann dabei und der ein oder andere Kollege. Und immer öfter Unkus Schulfreund, der Arbeiterjunge Ede Sperling, der ebenfalls in der Nachbarschaft wohnt. Die Runde wird immer größer. Die einen berlinern, die anderen sprechen hochdeutsch, und immer wieder fallen Sätze in Romanes. Und wenn einer der Männer aus Unkus Familie mit seiner Gitarre mitgekommen ist, zum Beispiel Onkel Nucki, machen sie Musik. Begeistert bringen Kaula und Unku Grete das Lied über das genähte Täschchen bei: »Ziehdi, ziehdi ranzla«. Grete ist eine fleißige Schülerin, sie lernt schnell. Die Kinder klatschen und nicken ihr aufmunternd zu. Dass es sich bei dem genähten Täschchen um eine Anspielung auf ein mannstolles Weib handelt und der Liedtext eindeutig zweideutig ist, weiß Grete nicht. Weder Kaula noch Unku klären sie darüber auf.

Grete liebt diese Treffen, vor allem wenn Unku und Turant tanzen. Wie die Sintezas trägt sie jetzt häufig lange, weite Röcke. Und als sie sich eines Tages Zigaretten holen geht, fragt die Inhaberin des Tabakgeschäfts: »Sie sind wohl 'ne Zigeunersche?«, antwortet Grete prompt. »Ja, das bin ich!«

Manchmal geht Grete auch mit den Kindern über den Kiez oder auf den Rummel, einmal macht sie sogar Fotos von ihnen. Und sie besucht Unkus Familie auf dem Hof in der Papierstraße. Petsche und Metz spielen dann Geige und Gitarre, die Frauen singen. Nutza hat eine wunderbare Stimme. Zwischendurch rauchen sie. »Sie mögen Unku sehr, ja?«, fragt Turant Grete eines

Tages. Ihre Augen mit dem leichten Silberblick fixieren sie. »Ja. Ich wünschte, ich hätte eine Tochter wie sie. Ich würde sie glatt adoptieren.« Aber das wollen Unkus Eltern nicht. Nie würden sie ihr Kind hergeben. Nie würde Unku freiwillig ihre Familie verlassen.

Grete bleiben die Besuche. Unku erzählt ihr ihre großen und kleinen Abenteuer. In den meisten spielt ihr Freund Ede eine tragende Rolle. Und Grete, die mittlerweile wie ihr Mann für die Zeitung »Berlin am Morgen« arbeitet, schreibt sie auf, neben Sätzen in Romanes, Zitaten der Kinder, kleinen Beobachtungen, einer Beschreibung des Wohnwagens, einer Liste der Namen von Unkus vielen Cousinen und Tanten und dem Liedtext über das genähte Täschchen. Die eng beschriebenen Zettel legt sie in einen Kasten, der irgendwann zu klein wird.

Die Papierschnipsel verdecken jetzt vollkommen die Arbeitsfläche ihres Schreibtischs und später auch den Fußboden. Sie klebt sie auf A4-Bögen und lässt so Stück für Stück »Ede und Unku« entstehen. Sie will für Kinder schreiben, ihnen Vorbilder schenken – Vorbilder, die auf der richtigen Seite stehen. Solche wie die Kinder Ede und Unku, die beherzt einem Kommunisten helfen. Der Anspruch, den sie an ihr erstes Buch stellt, ist gewaltig: Sie will die Wahrheit und nichts als die Wahrheit schreiben. Dem kann sie nicht genügen, aber tatsächlich ist wohl vieles, was drinsteht, wirklich geschehen. 1931 erscheint der Roman im Verlag ihres Schwagers – unter ihrem Pseudonym. Alex Wedding nennt sie sich – nach den gleichnamigen Berliner Arbeiterbezirken.

Unkus Familie erfährt erst nach dem Krieg von dem Buch. Irgendwann haben Unku, Turant, Nutza, Lotte

und die anderen ihr Winterquartier in der Papierstraße verlassen. 1931 stehen ihre Wagen nicht mehr in Berlin-Reinickendorf, sondern im Wedding. Gretes Wohnung ist nun zu weit entfernt für spontane Besuche.

Unku hat jetzt eine andere Gastgeberin: Frida Zeller-Plinzner, eine ältere Missionarin, die alle ihrer Haarfarbe wegen nur »rote Frau« nennen. Sie arbeitet in dem Wagen der evangelischen Zigeunermission, der auf dem freien weiten Feld in der Londoner Straße steht. Auf der einen Seite grenzt es an einen neu gebauten Arbeiter-Wohnblock und auf der anderen an eine Kleingartenanlage, von der man die Bäume des nahen Schillerparks sehen kann. Hier stehen mehrere Wohnwagen, auch die von Unkus Familie. Ihr Vater und Cousine Kaula wohnen eine Straßenecke weiter in der Müllerstraße. Sie gehen oft zur Mission, meist nimmt Unku ihren dreijährigen Cousin mit – das Knetterchen, den Sohn von Onkel Bullo. Das letzte Stück trägt sie ihn, damit die anderen Kinder ihn im Gedränge nicht umrennen. Der Missionswagen ist beliebt, er ist immer warm. Fünfzig Kinder quetschen sich hinein, um der roten Frau zuzuhören.

Gerade erzählt sie, wie Gott die Gebote mit seinem Finger auf die Tafel schrieb. »Aber das nützt uns nichts. Wo muss er sie noch hinschreiben?«, fragt sie in die Runde. Unku ruft: »Mit seinem Blut in unsere Herzen!« Frieda Zeller-Plinzner nickt zufrieden. Unku mag ihre Geschichten. Die mit der Sünderin, die Jesus die Füße mit ihren Tränen wäscht und dann dafür gesegnet wird, ist ihre Lieblingsgeschichte. Sie mag auch die Lieder, die sie dort singen. Onkel Petsche spielt Geige dazu. Und sie

mag es, all die anderen Kinder dort zu treffen. Ab und zu sehen sie sich Dias von Jesu Geburt an, das ist fast wie Kino. Und vergangenes Weihnachten durften sich die Kinder Flügel auf den Rücken schnallen, damit sie aussahen wie kleine Engel. Der ganze Wagen war mit Tannenzweigen und Kerzen geschmückt.

Das Wichtigste aber ist, dass es nach den Geschichten und dem Singen stets Milch gibt und Schrippen – einen ganzen Waschkorb voll, frisch vom Bäcker. Frida Zeller-Plinzner verteilt sie, jeder darf nur eine nehmen. Sie machen die Kinder nicht satt, aber sie machen ihren Hunger erträglicher, genauso wie die Kleiderspenden die Kälte. Die Winter Anfang der 30er-Jahre sind hart, die Lebensmittel knapp. Selbst die Leute mit mehr Geld müssen nach Butter und Kartoffeln anstehen, wenn es denn welche gibt.

Mit zwölf Jahren lässt Unku sich im Missionswagen taufen. Frieda Zeller-Plinzner wird ihre Patin. An diesem Tag lassen sie sich gemeinsam fotografieren. Unku trägt eine weiße Bluse zum langen dunklen Rock und immer noch einen Bubikopf mit dichtem Pony, die Missionarin neben ihr ein Hütchen und eine Jacke mit Fellkragen. Das Foto wird diese später in dem Buch verwenden, das sie über die Berliner Sinti schreibt und darüber, wie sie die Seelen der »Fremdlinge« retten will. Schließlich haben die »Zigeunerkinder alle ein krankes Gewissen«. Sie wird auch Unku und ihre Familie erwähnen: Großmutter Nutza, die ihre kleine Tochter Bertha Anna – Unkus jüngste Tante – in einem Tuch auf dem Rücken trägt, den Geige spielenden Petsche, Onkel Heinrich, Knetterchen, Mandelina und Stiero.

Obwohl die rote Frau so nett ist und sie unterstützt und sich dafür nichts weiter wünscht, als dass Unku mit den anderen Kindern im Chor sagt: »Wir Zigeunerkinde jauchzen froh dir zu: Dank sei dir, Herr Jesus, unser König du!« – es ist mit ihr ganz anders als mit Grete. Nicht so lustig. Und noch etwas ist anders: Spürt Unku, dass sie auf eine freundliche und hilfsbereite Art auf sie herabsieht? Manchmal glaubt sie, in ihrem liebevollen Blick überhebliches Mitleid und befremdetes Erstaunen darüber zu erkennen, wie sie leben, wie sie die Dinge tun.

Als Frieda Zeller-Plinzners Buch »Jesus im Zigeunerlager« erscheint, steht Grete Weiskopfs Kinderroman in keinem Buchladen mehr. Der Titel ist verboten. In der Nacht vor Gretes 28. Geburtstag, am 10. Mai 1933, verbrennt der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund auf dem Berliner Opernplatz wie in vielen anderen deutschen Städten die Werke verfemter Schriftsteller. Als Jüdin und Kommunistin gehört Grete dazu. Die jungen Männer werfen »Ede und Unku« auf den Scheiterhaufen. Die umstehende Menschenmenge jöhlt. Die Handflächen der zum Hitlergruß gestreckten Arme leuchten im Dunkeln. Sie reflektieren das Licht der mannshohen Flammen. Die Weiskopfs sind zu diesem Zeitpunkt schon im Exil in Prag. Als im November 1938 auch die Synagogen brennen, ziehen sie bald darauf nach Paris und, als das durch den drohenden Einmarsch von Hitlers Truppen ebenfalls unsicher wird, nach New York. Erst nach dem Krieg kehren sie nach Deutschland zurück. Unku und Grete werden sich nie wieder begegnen.